

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

II. Ausgeschieden

[urn:nbn:de:bsz:31-339551](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339551)

„Nicht so, Karl, das darf wohl unser Herrgott sagen, unseinerer bei Leibe nicht; da könnte man sich schwer versündigen. Wir sind alle nicht sauber, bei lieblosem Urtheil könnte das Strafgericht Gottes auf uns fallen. Thun kann ich nichts für die Leute, aber beten will ich alle Tage für sie und für das arme Ding, das seine Thorheit und der Eltern Unverstand so schwer büßen muß.“

„Das Tante,“ sagte der Schuhmacher verlegen, „kommt auf die Meinung an. Man hat genug für sich zu thun und kann sich nicht um andere Leute kümmern.“

„Das kannst du sagen, Karl, dich gehen die Leute nichts an, aber ich bin in der Familie alt geworden und gehöre zu ihnen, je übler es ihnen geht, desto leider thut's mir.“

II. Ausgeschieden.

Dicht gedrängt steht die müßige Menge auf dem Wartesteig des Bahnhof's; mehr schaulustige als reisefertige drängen an die Schienen heran, auf denen eben der Zug hält. Aller Blicke haften auf dem Gefängniswagen, vor dem ein Schutzmann die Wache hält. Lautes Gelächter löst sich aus dem Menschenknäuel, als eine Dame in Seidenkleid, knappanliegender Samtjacke und Goldhütchen den fein beschuhten Fuß auf das Trittbrett setzt. Mit cynischem Lächeln mustert das Weib frech die Menge und wirft dem zunächststehenden jungen Mann eine Bote zu. In zerschliffenem Gewand folgt eine Vagabundin. Diese hat wahrscheinlich so wie die elegante Dame begonnen, als ihr aber die Federn ausgefallen, ging's abwärts mit ihr, bis sie, als

Nachtfalter, von der Polizei aufgegriffen wurde. Die Verkommene ist also hart gesotten, daß sie weder Lachen noch Zischeln mehr berührt. Wenn man in den gemeinen Gesichtszügen lesen wollte, könnte man wohl die Befriedigung, zu einem Obdach und zum täglichen Brot zu kommen, darauf entziffern. Nun kommt ein knochendürres Weib, dem die Jahre das Haar gebleicht, dem das Sündenleben tiefe Furchen ins Angesicht gegraben; der wackelnde Kopf, die bebenden Glieder mahnen umsonst: Du wirst sterben und nicht leben! Die Kupplerin läßt auch in diesem Momente nicht von ihrem schmutzigen Handwerk. „Wir gehn zusammen, Kinder,“ wendet sie sich an die schon Ausgestiegenen; „das bissel Schatten ist bald versessen, dann geht's aufs Neue ins Feuer.“ Nun kommt eine Diebin an die Reihe, deren unsteter Blick von dem Einen zum Andern schweift. Alles der Sünde Genossen. Gilt dies wohl auch von dem Mädchen, das, kaum der Schule entwachsen, durch eigenen Leichtsinn und wahrscheinlich Verführung, in diese Gesellschaft gerathen ist, und das, errötend, nicht weiß, wie und wo es seine Schande bergen soll.

Wie bunt auch die Vögel, die dem Käfig entstiegen, auch sein mögen, sie alle genügen der Neugierde des schaulustigen Publikums nicht. Die, welche man erwartet, erscheint erst auf das barsche vorwärts! das der Schutzmann in den Wagen ruft.

„Das ist sie! Das ist die schöne Celine Wenzel!“ geht's durch die Reihen während die Hälse sich recken, und die Finger nach der zuletzt ausgetretenen deuten. Ein Pelzbarret deckt den Scheitel, ein dicht anliegender Schleier das Gesicht, ein langer,

dunkelfarbiger Regenmantel die Gestalt, der selbst unter obwaltenden Umständen die Eleganz nicht fehlt. Einen Augenblick wird's stille, dann geht's von Mund zu Mund: „Ja, das ist sie.“ „Ein prachtvolles Weibsbild!“ „Gut, daß reichen Leuten auch etwas passieren kann, sonst wär's schließlich den Gendarmen zu Sinn, sie seien bloß für Unjereiner auf der Welt!“ Solcherlei Urteile begleiten Celine Wenzel, bis sie im Thore des Straßhauses verschwindet, das dröhnend hinter den Gefangenen ins Schloß fällt.

Wohl mag das sich schließende Thor schmerzlich die Seele berühren, es ist aber leider bloß der erste Anschlag, dem noch manch anderer Mißton folgen wird.

„Aufs Bureau!“ ist die Weisung des Schutzmannes, dort wird den Internierten alles, was sie Wertvolles oder auch Nichtwertvolles bei sich haben, abgenommen; die verheiratete Frau allein darf den Ehering behalten; Celine steht stumpf und starr, bis an sie die besondere Aufforderung ergeht, sich ihrer Eigentumsfachen zu entledigen; sie streift wertvolle Ringe von der Hand und legt ihr Geld auf den Tisch, aber ihre Züge bleiben zur Maske erstarrt, selbst dann, als der Beamte ihre Taschen durchsucht und die Tuchnadel von ihrem Kleide heftet.

Nun werden die Verhaltensvorschriften der Anstalt vorgelesen, und nach der Reihe unterzeichnen die Straffälligen das Inventar ihrer mitgebrachten Sachen.

Der Schutzmann, dessen Aufgabe nunmehr gelöst, verläßt das Bureau, ohne seinen Transport auch nur eines Blickes

zu würdigen. Was bis jetzt geschehn, hat sich im Vorhofe der Anstalt vollzogen; nun geleitet der Oberaufseher den traurigen Zug durch die innere Thüre des Gefängnisses, über der, für manche, das Wort aus Dante's Hölle steht: Wer hier ein- geht, lasse die Hoffnung hinter sich.

Wenn auch nicht unfreundlich, so doch gemessen und streng nimmt eine barmherzige Schwester die Neugekommenen in Empfang; schweigend führt sie dieselben durch hohe finstere Gänge, wo bloß die Schritte den Widerhall wecken. Beengender noch wird's weiter unten bei den Badezellen. Hier entledigt sich jede der Kleider, die sie in ihren früheren Verhältnissen getragen, um dieselben nach dem Bade mit den Anstaltskleidern zu vertauschen. Nach ärztlicher Untersuchung und nach der Vorstellung bei Direktor und Beamten bewegt sich der Trupp von Treppe zu Treppe bis hinauf unter das Dach, wo sich Zelle an Zelle öffnet, um je eine der Gefangenen aufzunehmen.

So schließt sich auch die eiserne Thüre hinter Celine Benz- zel. Gläsern starrt sie das unheimliche Gemach an; sie befühlt das Kleid der Schmach, das sie deckt. „Ich bin's nicht mehr!“ flü- pelt sie und läßt sich auf den Schemel fallen. „Mutter“ ringt es sich krampfhaft aus der Kehle, aber Schauer durchbebt sie bei diesem Hilferuf. „Geh dem Teufel zu!“ war das letzte Wort, das sie von ihrer Mutter gehört.

Müde heben sich die Augen auf einen weißen Bogen, der sich auf der grauen Mauer abhebt. „O a u s o r d n u n g!“ steht zu oberst in großen Buchstaben, darunter reiht sich Paragraph an Paragraph; Celine liest von Anfang bis zu Ende, ohne daß

sie den Sinn der Worte zu erfassen vermag. Sie geht zum Fenster, durch dessen Eisenstangen die scheidende Sonne ihre Strahlen sendet. Mag indes das goldene Licht auch das arme Menschenkind, das hier mit der Verzweiflung ringt, streifen, das in Nacht und Grauen versinkende Herz vermag es nicht zu erwärmen; dumpf grollt es fort und fort in der Seele. Aber keine Thräne neht die brennenden Augen, alles ist wie vom Tode angeweht, erstarrt.

Die Schwester bringt einen Napf mit kräftiger Suppe. „Kommen Sie, Celine“ sagt sie, den Schemel zum Tische rückend.

Die Gefangene schüttelt: „Ich kann nichts essen, es ist so schwer.“

„Ja, armer Tropf,“ sagt mitleidig die Schwester, „es ist schwer, aber der liebe Gott kann auch ihnen helfen.“

„Mir nicht! mir nicht! Die Mutter hat gesagt: Geh zum Teufel!“

Entsetzt legt Schwester Theodora der Gefangenen die Hand auf die Schulter. „Denken Sie daran nicht; kommen Sie es bessert dann schon ein wenig, wenn Sie sich gestärkt haben. Willenlos ließ sich Celine zum Tische führen und that nach der Schwester Geheiß. Die Schwester zeigt Celine, wie sie ihr Gefäß in Ordnung halten, und wie man das Bett von der Wand herablassen müsse. Mechanisch folgt Celine jeder Weisung.

„Nun kommen Sie mit zum Herrn Direktor“ befiehlt die Schwester; die Gefangene folgt ihr auf dem Fuße nach. Eine Weile besieht sich der Direktor, ohne zu sprechen, seine Gefan-

gene. Fühllos steht Celine unter diesem strengen Blick, bis zu der Aufforderung:

„Ihr Name?“

„Celine Wenzel.“

„Was können Sie arbeiten?“

„Nichts.“

„Da müssen Sie lernen; haben Sie nie gestrickt und genäht?“

„Doch, aber ich kann es nicht.“

„Mit was haben Sie denn ihre Zeit verbracht?“

„Mit Spazierengehen, Lesen, Klavierspielen und Visitenmachen.“

„Von dem hat man nicht gelebt. Sie müssen tüchtig arbeiten lernen.“

„Ich will ja gern alles thun, wenn's nur nicht so arg schwer wäre hier.“ Dabei legte sie die Hand auf die Brust.

In des Mannes Zügen regte sich Mitleid. „Celine,“ sagte er, „schwerer als es ist, will ich's Ihnen nicht machen; arbeiten Sie, erlernen Sie, was bei uns zu erlernen ist; Sie werden erfahren, welcher Segen in der Pflichterfüllung liegt.“

Als Celine in ihre Zelle zurückkam, dehnten sich die Schatten länger und lösten sich zwischen den dicken Mauern schnell in Finsternis auf.

Wie Schwester Theodora befohlen, legte sie ihr Gewand auf den Schemel und streckte sich auf die Matratze. Von der Georgenkirche her tönte Stunde um Stunde, und die Gefängnisuhr bestätigte jedesmal daß sechzig lange Minuten abgelaufen.

Das arme Menschenkind in der Zelle hörte die Glockenschläge, aber wie feierlich auch dieser Mahnruf durch die Nacht hallte, wie schmerzlich er ihre Seele berührte, er konnte, was versteinert und erstarrt war, nicht wecken. Um Mitternacht schrie Celine entsezt: „Geh dem Teufel zu!“ und barg sich schauernd unter der Decke.

Erst als das Tagesgrauen mit der Nacht am Himmel rang, senkte sich mitleidig der Schlaf über die thränenleeren Augen. Wie ohnmächtig lag die Arme, als die Schwester, um sie zum Aufstehen zu bewegen, erschien.

Schwester Theodora hat wohl in ihrem Dienst schon vieles erfahren, deswegen erkennt sie auch bei ihrem neuen Schützling die wahre Sachlage. Sie reibt der Hülflosen Glieder und Schläfe und hilft ihr in die Kleider. Auf ihre Frage: „Sind Sie krank, Celine?“ erfolgt die matte Antwort: „Nicht krank, aber schwer!“

Schwester Theodora verrichtet, während Celine die Suppe isst, den Dienst in der Zelle; dann gibt sie ihr Wolle und Nadeln samt der Weisung, wie viele Maschen angeschlagen werden müssen.

„Anschlagen kann ich nicht, nur so fortstricken,“ bemerkt Celine.

Geduldig fängt die Schwester den Strumpf an, während Celine zusieht.

„Jetzt kann ich's auch“ sagt sie, und wirklich gelingt's den feinen Fingern.

„Sehn Sie, Celine,“ sagte freundlich die Schwester, „nun

haben Sie bei uns schon etwas erlernt.“ Das erste Wort der Ermutigung seit Monaten! Es war, wenn auch bloß flüchtig, ein Sonnenstrahl im Dunkeln.

„Um neun Uhr hole ich Sie zur Schule“ erklärte Schwester Teodora.

„Schule?“ fragte Celine, „ich habe ja schon so viel gelernt.“

„Das mag wohl sein, aber der Herr Lehrer wird Sie prüfen.“

Dies geschah denn auch, indem der Lehrer Seite 41 vom Lesebuch hinschob.

Celine las: „Wenn die Mutter ihr Kind bekommen hat, so hat sie es noch ein zweites Mal zu schaffen durch die Art, wie sie es aufzieht. Wie diese Art ist, gut oder schlecht, so wird das Kind. Oder es wird gar nicht, es stirbt.“ Hier stockte die Stimme. Als der Lehrer merkte, daß seine Schülerin, mit dem besten Willen, nicht weiter komme, ging er an eine andere über. Das Ergebnis der Prüfung enthob Celine Wenzel des Schulbesuches. Beim Verlassen des Schulsaales wurde Celine zum Direktor befohlen. „Hier, Celine,“ sagte der Herr, das Papier von einem Paket lösend, „ist etwas an Sie durch die Post gekommen.“ Er förderte ein hellblaues Damentuch zu Tag, bei dessen Anblick die Gefangene einen Schrei ausstieß. Sie riß das Tuch vom Tische, dabei fiel ein vertrocknetes Beinchen von einem Kinderleichnam zu Boden. Die Kindesmörderin faßte das schauerhafte Ueberbleibsel und schrie: „Ich will's verbrennen! darf ich's verbrennen!?“ Der Gegenstand, ehe es der Direktor hindern konnte, zerbröckelte unter Celinens Händen. Entsetzt faßte der Direktor die Gefangene an den Armen, und nur mit voller Kraft-

anwendung konnte er sie von dem gräßlichen Zerstörungswerke abhalten.

„Nicht verbrennen, nicht zerstören, das arme Kind; wir wollen's auf den Friedhof bergen, wo unsere Toten sind!“ sagte er, nahm eine Lade und legte den schauerhaften Ueberrest hinein; aus dem Blumenglas, auf seinem Schreibtisch, nahm er etliche Rosen und streute sie auf die Bruchstücke, ehe er die Lade schloß. Celine schluchzte, das Gesicht in den Händen bergend, sie fiel am Stuhl auf die Knie, während reichliche Thränen durch die gefalteten Finger rannen.

„Gottlob!“ dachte der Direktor, „der Bann ist gebrochen,“ Er kehrte sich seiner Arbeit zu, und gleich darauf eilte die Feder über das Papier. Erst als die Herzstöße seltener wurden, befahl der erfahrene Mann Celines aufzustehen, was sie unverzüglich that.

„Celine,“ sagte er, „Sie scheinen zu bereuen, was Sie gethan? möchten Sie das arme Kindlein wieder lebend haben?“

„Ich weiß nicht, es ist besser nicht, da, wo alles so schrecklich ist.“

„Sie mögen recht haben, in Gottes Hand ruht das Kind gut, aber das darf Sie nicht beruhigen, das Verbrechen das hinter Ihnen liegt, kann nur Gott Ihnen vergeben, deswegen bringen Sie dem Herrn Ihre Schuld und ihren Jammer. Er allein kann Ihnen durchhelfen.“

Celine warf einen letzten Blick auf die Lade, dann kehrte sie schluchzend in ihre Zelle zurück. Bleiern lagen die Tagesstunden über der Einsamen; die Dämmerung wob ihre Schatten um sie; der letzte Lichtschimmer versank in der Nacht.